

2. Jahrgang Nr. 1

1959



# RUNDSCHAU



Foto: H. Heberger

WINTERLANDSCHAFT HANNOVER HERRENHAUSEN

5



Es jährt sich neu, was ich zu bringen habe  
als Abschluß des Kreises,  
der Anfang wird  
aus der Vergangenheit.  
Das Dunkle der Erden  
erschöpft sich zur Neige.  
So trag' ich im Zweige  
erkennend das Werden,  
was Nacht gebiert  
und künd' mit des Greises  
Gestalt nur an den Inhalt meiner Gabe.  
Fest der Besinnlichkeit.

Noch wirken hier Mächte  
zersetzend im Streit.  
Sie brechen die Rechte,  
verdunkeln die Zeit.

Ihr klügelndes Streben  
verstümmelt das Leben  
zur Starre, zum Tod,  
und was sie erschaffen,  
ist gieriges Raffan,  
wird grausende Not.



Es ist nur die Liebe,  
die duldend erschafft,  
gestaltend im Triebe  
als zeugende Kraft.

Begründer des Lebens  
und Triebkraft des Strebens  
zum göttlichen Schoß,  
um sich zu vereinen  
und neu zu erscheinen  
geläutert im Sproß.

So wird erhellt die Nacht von jenem Baume  
mit brennenden Kerzen.  
Ein Ahnen ist  
der Seele nun erwacht.  
Und was ihr erkoren,  
sind segnende Hände,  
Erlebnis und Wende.  
Das Licht wird geboren,  
im Leib der Christ.  
Und Andacht der Herzen  
webt als Gebet und Weihe in dem Raume.  
Heilige, stille Nacht.

Jo. Rudnick

Drum wachse in Stille  
die andere Art,  
wo Opfer und Wille  
zur Schöpfung sich paart.

Und mögen sich finden,  
die hierin sich binden  
und Gebenden sind,

denn was wir erlangen,  
wird schenkend empfangen:  
das Leben — das Kind.



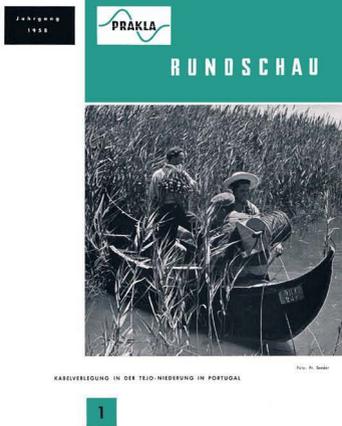
#### Aus dem Inhalt:

	Seite
Ein Jahr PRAKLA-Rundschau	1
Zu Gast beim Scheich	2
Tripoli (Libyen)	3
Ponto Astronomico	5
Eine gruselige Geschichte	9
Zwei Denksportaufgaben	11
„Schwerverbrecher“ waren harmlos	11
Fragen und Antworten	12

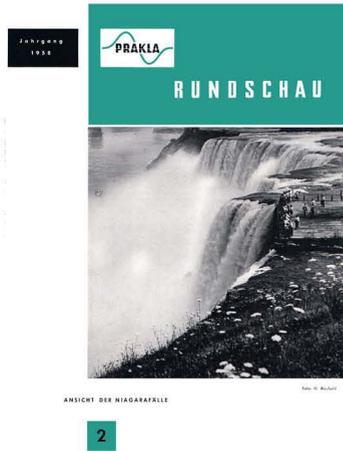
# € IN JAHR PRAKLA-RUNDSCHAU



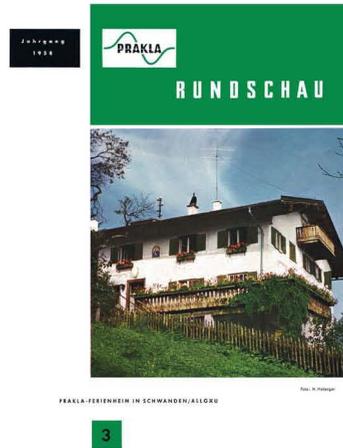
Wer vieles bringt,  
Wird manchem etwas bringen.  
(Goethe: Faust)



KARBENVERLENDUNG IN DER TEILO-NIEDERUNG IN PORTUGAL



ANSICHT DER NIADARAFALLE



PRAKLA-FERIENHEIM IN SCHWANDEN/ALLODU



BEIM WASSERHOLEN IN KURDISTAN

Wie schnell ist doch das Jahr 1958 verfliegen, das Jahr, in dem unsere PRAKLA-Rundschau das Licht der Welt erblickte! Wir stellten uns in Nr. 1 die Fragen, ob es einen Sinn habe, bei der heutzutage herrschenden Überschwemmung des Marktes mit Zeitungen, Zeitschriften und Illustrierten noch eine Betriebszeitung herauszubringen.

Nachdem am Anfang eines jeden Quartals nunmehr die PRAKLA-Rundschau regelmäßig erschienen ist, wissen wir, daß sie einen festen Bestandteil unseres Betriebes darstellt, ja daß sie darüber hinaus auch in Auftraggeberkreisen gerne gelesen wird. Die zahlreichen der Redaktion zugegangenen Empfangsbestätigungen haben gezeigt, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Im Rahmen dieses Aufsatzes kann ich nur einige Auszüge veröffentlichen:

„... Wir haben hier im Ausland (Portugal) ein derartiges Mitteilungsblatt schon immer vermißt...“ oder „die Auslandstrupps erwarten die erste Ausgabe mit Ungeduld (Syrien)...“ und später „... die letzte Nummer (Nr. 2) der Rundschau hat hier (Syrien) sehr gefallen... Wir warten schon auf die nächste Rundschau und versprechen, auch weiterhin Artikel zu liefern...“ oder nach dem Erscheinen der Nr. 2 „... daß nach der neuen Nummer der Rundschau schon vor dem Erscheinen gefragt und jedes Exemplar mit Hallo in Empfang genommen wird (Holland)...“ oder „unsere inzwischen recht lieb gewonnene PRAKLA-Rundschau...“ Dies sind nur einige Auszüge aus Empfangsbestätigungen von Auslandstrupps. Auch Auftraggeber und Freunde unserer Firma, welche die Zeitung regelmäßig erhalten, haben ihrer Freude über die Rundschau in anerkennenden Worten Ausdruck verliehen:

„... Außerdem ist ihre Rundschau sowohl wegen der Darstellung spezieller Arbeitsmethoden (z. B. Seemessungen) wie auch unter Berücksichtigung der Erlebnisberichte aus fremden Ländern für Außenstehende durchaus interessant...“ oder „... die Rundschau, die einen sehr netten Einblick in Ihre Arbeiten gibt und sicherlich einen sehr guten Beitrag leisten wird zur Aufrechterhaltung guter Beziehungen innerhalb

Ihres Unternehmens und mit Ihren Auftraggebern,“  
Noch viele ähnliche Anerkennungen liegen vor. Sie aufzuzählen, würde jedoch zu weit führen.

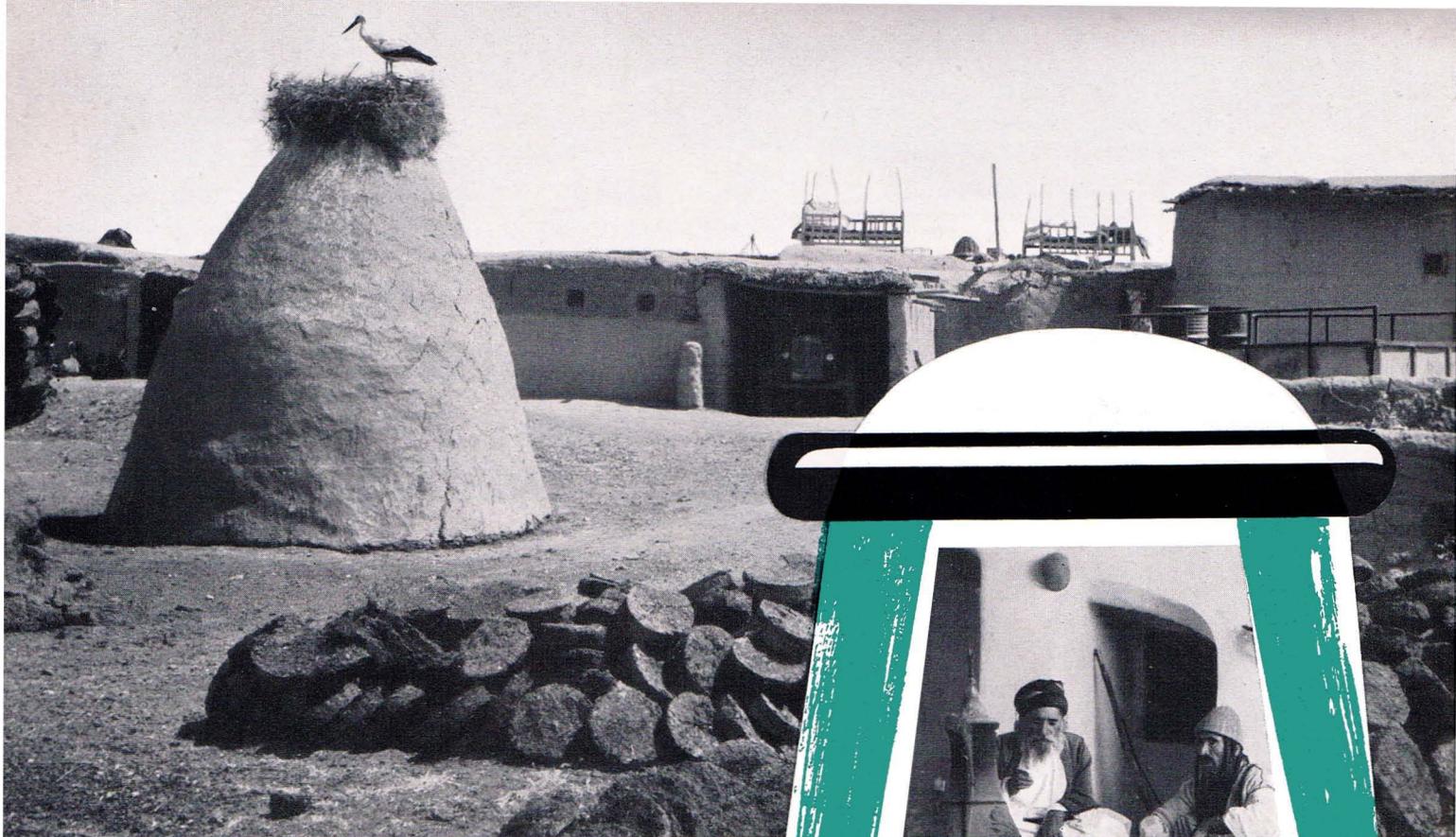
Wir wollen aber nun nicht mit dem Erreichten zufrieden sein, sondern wir wollen an einer weiteren zugkräftigen Ausgestaltung unserer Zeitung intensiv weiterarbeiten. Ich bitte daher um möglichst viele Anregungen für Verbesserungen in der Aufmachung, in der Auswahl der Aufsätze usw., wobei jedoch der zur Verfügung stehende Etat berücksichtigt werden muß. Für jeden brauchbaren Vorschlag bin ich dankbar. Der Jahrgang 1959 soll durch Verwertung der im Jahre 1958 gesammelten Erfahrungen eine stetige Weiterentwicklung zum unentbehrlichen Mitteilungsblatt unseres Betriebes bilden. Bei dieser Gelegenheit bitte ich noch um rege Mitarbeit aller Betriebsangehörigen im In- und Ausland durch Einsendung von Aufsätzen, Fotos, Skizzen usw. Zur Veröffentlichung in der Rundschau benötigen wir im allgemeinen Schwarz-weiß-Aufnahmen. Nur einmal im Jahr können wir uns die allerdings bedeutend wirkungsvollere, aber dementsprechend auch teurere Buntausgabe (siehe Nr. 3, Schwanden-Nummer) leisten. Es liegen zur Zeit bei der Redaktion noch mehrere Aufsätze vor, deren Veröffentlichung erst in einer späteren Nummer der Rundschau erfolgen kann, weil jede einzelne Nummer unter einem gewissen Gesichtspunkt zusammengestellt wird, dem die aufzunehmenden Aufsätze angepaßt werden. Daher bitte ich um Nachsicht, wenn nicht jeder eingesandte Bericht sofort erscheint.

Das Band zwischen den Zentralenangehörigen und den im In- und Ausland arbeitenden Mitgliedern der PRAKLA soll in Zukunft noch enger geknüpft werden.

Allen denen, die durch Einsendung von Erlebnisberichten und Fotos zu dem Gelingen unseres Programms beigetragen haben, sage ich herzlichen Dank!

**Glückauf für 1959!**

Die Redaktion  
O. Geußenhainer

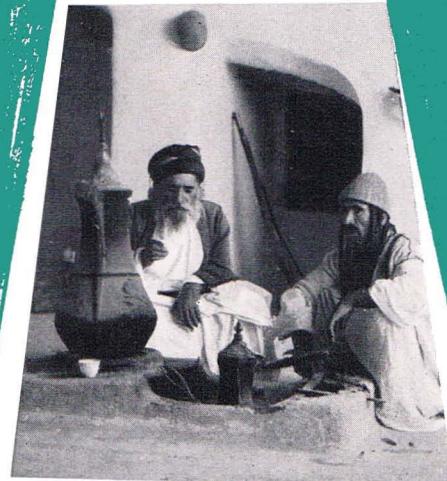
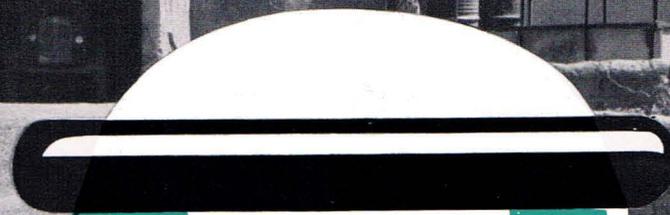
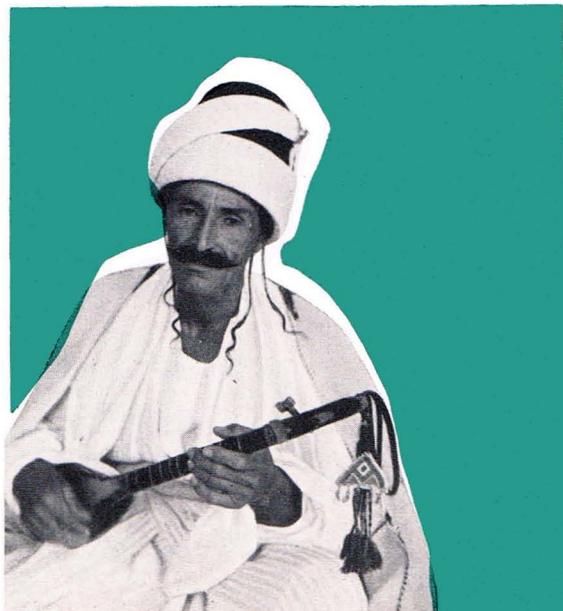


## ZU GAST BEIM SCHEICH

**oder: Von zwei PRAKLA-Angehörigen, die auszogen, um in Syrien einen Flurschaden zu regeln.**

Jede Landschaft hat ihr eigenes Gesicht. Fährt man im Frühjahr durch die Weizenfelder der Djezire, so wird man nicht unbeeindruckt bleiben von der gewaltigen Ausdehnung dieser Kornkammer Syriens. Sie läßt keinen Vergleich mit deutschen Verhältnissen zu. Es gibt hier Äcker, deren Flächeninhalt nach Quadratkilometern angegeben wird. Diese Flächen können natürlich nur mit Mähreschern modernster Bauart bearbeitet werden, deren Anblick in diesen von unerschlossenen Steppen und unzugänglichen Gebirgen umgebenen Distrikt immer wieder verblüffend wirkt.

Die am Wege liegenden Araber- und Kurdendörfer zeigen dagegen, daß die Lebensgewohnheiten der Einwohner mit der Entwicklung nicht haben Schritt halten können. Diese An-



siedlungen duften kilometerweit. Hervorgerufen wird der für ungeschulte Nasen nicht gerade angenehme Geruch durch die mit Stroh vermengten Fladen aus Kamelmist, die an der Sonne getrocknet werden und die den Eingeborenen als Brennmaterial dienen. Nebenher duftet allerdings noch allerhand anderes.

Dieser Geruch steigt uns in die Nase, als wir uns dem Ziel unserer Reise nähern. Wir, das sind 2 Praklaner, unser Dolmetscher und ein syrischer Beamter, eine sogenannte Flurschadenkommission. Mit arabischem Gleichmut haben wir Deutsche bereits zur Kenntnis genommen, daß wir heute wieder das Opfer der sprichwörtlichen arabischen Gastfreundschaft werden würden. Wir kennen das schon. Eine Absage gilt als tödliche Beleidigung.

Nach unserer Ankunft werden wir sofort von einer Schar von Kindern und Hunden umringt, die zusammen einen Mordslärm veranstalten. Davon wohl aus seiner Ruhe aufgeschreckt, erscheint dann auch der Scheich, ein würdiger alter Herr, mit seinem Gefolge.

„Salaam aleikum!“ „Aleikum salaam!“ Wie zu Zeiten Karl May's ist diese noch die arabischste aller Begrüßungen. Mit „Marhaba“ und „Achlan ma sachlan“, den typischen Willkommensformeln, werden wir dann aufgefordert, in das Haus des Scheichs einzutreten. Man führt uns in einen saalartigen hohen Raum. Dienstbare Geister schleppen ungeahnte Mengen Steppdecken und Kissen herbei, die entlang den Wänden auf dem Fußboden ausgebreitet werden. Wir nehmen

auf besonders präparierten „Thronen“ Platz. So nach und nach erscheinen alle erwachsenen Einwohner. Die Frauen bekommen wir natürlich nicht zu Gesicht.

Noch einmal müssen wir das Begrüßungszeremoniell über uns ergehen lassen. Jeder Eintretende entbietet uns mehrere Grüße, und wir bemühen uns, jedem in der rechten Weise zu antworten, was immerhin einige Übung voraussetzt.

Jetzt kommt der Tee. Er ist sehr heiß, sehr stark und sehr süß. Er bekommt aber ausgezeichnet. Die Gläser werden bis an den Rand vollgeschenkt. Das gilt als vornehm. Es soll dazu dienen, etwaigen noch im Glas befindlichen Mikroben das Leben schwer zu machen. Unsere Ankunft hat sich schnell herumgesprochen, denn jetzt trifft der Scheich des Nachbarstammes ein. Bei seinem Eintritt erheben sich alle Anwesenden respektvoll von ihren Sitzen. Der Scheich hat seinen jüngsten Sohn mitgebracht. Dieser beginnt bald, mit den Leuten allerhand Schabernack zu treiben, was sich die kinderliebenden Araber auch gern gefallen lassen. Dann holt der Junge eine Box hervor und knipst uns von allen Seiten. Uns erscheint nur merkwürdig, daß er nach vollbrachter Handlung den Fotoapparat öffnet, wahrscheinlich, um nachzusehen, ob ihm die Aufnahmen auch gelungen sind.

Von Flurschadensregelung ist natürlich noch nicht die Rede. Einstweilen werden erst einmal selbstgedrehte und -geleckte Zigaretten herumgereicht. Wir mögen und dürfen sie nicht abschlagen und wir bitten Allah, uns gnädig vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Dann entsteht ein weitschweifendes Gespräch über Wetter, Weizen, Autos und Erdöl. Der Gastgeber läßt sich entschuldigen. Er will selbst bei der Zubereitung des Mahles zugegen sein. Nach alter arabischer Sitte haben gleich nach unserem Eintreffen 4 Schafe ihr Leben lassen müssen. Auf jeden Gast kommt, bei Leuten, die etwas auf sich halten, ein Schaf.

Inzwischen ist die Stunde des Gebetes herangekommen. Unser Gastgeber ist gleichzeitig Scheich und Priester. Sein Haus dient auch als Moschee. So erlebe ich zum ersten Mal ein gemeinsames muslimisches Gebet. Nach den singenden Kommandos des Mullahs werden die verschiedenen Gebetsübungen ausgeführt, wobei die Araber eine kaum vorstellbare Inbrunst zeigen.

Nach einigen weiteren Gläsern Tee kommt schließlich das Essen. Eine riesige Schüssel wird unter Ächsen und Stöhnen hereingetragen. Hoch ist der Reis aufgetürmt, über und über

mit Hammelfleisch bedeckt. Das Ganze wird gekrönt durch die Häupter der armen Viecher, die uns mit leeren Augen und heraushängenden Zungen zublinzeln.

Platznehmen bitte zur ersten Runde! Zugelassen sind außer uns nur der Mullah, der Scheich des Nachbarstammes und sein Sohn. Große Fladenbrote, die frisch gebacken nicht eben schlecht schmecken, werden vor, zwischen und um uns herum auf dem Boden verteilt. Infolge ihrer Größe bedecken sie auch unsere nur bestrumpften Füße. Das wird zwar als recht schön warm empfunden, aber nicht gerade als appetitlich. Teller gibt es nicht. Rundherum wird fleißig mit den Fingern zugelangt. Ich nehme aber doch lieber den mir angebotenen Löffel.

So unappetitlich der Anblick des Mahles für unsere Augen auch ist, so müssen wir doch zugeben, daß die Speisen schmackhaft zubereitet sind. Nur die Masse verursacht mir Magendrücken. Die alte arabische Sitte, daß der Gastgeber dem Gast die besten Brocken in den Mund schiebt, ist hier, Gott sei dank, ein wenig in Vergessenheit geraten. Wir werden nur auf die besten Stücke im Haufen aufmerksam gemacht. Aber wir verzichten gern auf die aus den Mäulern heraushängenden Zungen oder auf die nur aus Fett bestehenden Schwänze der Schafe.

Nach dem Mahl werden von einem Diener Waschschaale und Krug gereicht. Sogar Seife und Handtuch sind vorhanden.

Inzwischen ist die Schüssel mit dem Festmahl ein paar Meter weiter geschoben worden, und die nach Rang und Ansehen für die zweite Runde vorgesehenen Herren nehmen Platz. Nach einigen weiteren Runden sind dann alle Anwesenden abgefüttert. Der Rest der Mahlzeit mit „viel Reis und wenig Fleisch“ wird hinausbefördert und den Frauen und Kindern gebracht.

Bei Tee und Zigaretten kommt nun mittlerweile auch das Gespräch auf den eigentlichen Zweck unseres Besuches, die Flurschadensregelung. Aber damit möchte ich den Leser nun nicht langweilen. Wenn auch der Rahmen ein anderer ist, im Endeffekt bleibt die Regelung eines Flurschadens sich gleich, ob man sich nun in Deutschland oder in Syrien befindet.

Die Sonne steht schon tief am Horizont, als wir endlich mit „Massalami“ und „Chaterkum“ unseren Jeep besteigen, der arabischen Gastfreundschaft entfliehen und in unser Lager in Tell shaams zurückkehren.

G. Burmeister

## **TRIPOLI (Libyen)**

Ein paar Tage Urlaub in Tripoli: d. h. man kramt den Anzug aus der hintersten Ecke des Schrankkoffers, zieht ein weißes Hemd an und — entdeckt in sich den halb verschütteten Mitteleuropäer. Ein paar Tage Stadturlaub, das bedeutet: Tage ohne Ärger mit den arabischen Arbeitern, einmal keine 60 km Anfahrten auf zerfahrener Piste, kein knirschender Dreck zwischen den Zähnen, keine 48° auf brütend heißen ausgetrockneten Salzseen der libyschen Wüste. Kein schweißge-

badet schlafloses Herumwälzen auf dem Bett; es wird elf, zwölf — eins: kein Schlaf, und um fünf Uhr wieder raus, um die kühlen Morgenstunden auszunutzen. Kein Ungeziefer, kein 08/15-Essen, kein Zelt, sondern wieder einmal ein festes Dach über dem Kopf.

Fast hat man es schon vergessen, wie es sich als Europäer lebt, und es ist wohltuend, wieder eine belebte Straße, ein Kino und Geschäfte zu sehen. Man wird anspruchslos, zwangsläufig.



Tripoli: Großzügige Straßen, Plätze, eindrucksvolle, helle Bauten zeugen von einem erstaunlichen Pioniergeist der Italiener.

Auch draußen entlang der Küste: jede grünende Plantage, jedes Bewässerungssystem haben Italiener angelegt. Heute gebärden sich die Araber nationalistisch, möchten möglichst alles selbst in der Hand haben, den ausländischen Einfluß reduzieren; aber sie wissen, daß sie es nicht können, zumindest jetzt noch nicht: die Schicht der Arbeitseifrigen, der Unternehmer und der Intelligenz ist noch zu dünn. Zwei Einnahmequellen stützen das Königreich Libyen: die Ölgesellschaften mit ihren Konzessionen und die westlichen Truppenstationierungen, wie Wheelus Airbase, der amerikanische NATO-Stützpunkt vor der Stadt. Pausenlos starten und landen hier die Düsenjäger und -bomber, jagen raketenbestückt über das tintenblaue Mittelmeer und ziehen heulend Schleifen über dem Land, wo die Beduinen das Korn wie vor Jahrhunderten dreschen, indem zwei zusammengebundene Kamele in stundenlangem Kreislauf durch den Ährenhaufen trotten. Gestern und morgen überschneiden sich.

Kühl und schattig sitzt man unter den Arkaden. Auf dem Asphalt summen leise bunte Straßenkreuzer amerikanischer Offiziere vorüber, während ein kleines arabisches Mädchen einen blinden Alten durch die Tischreihen führt und um ein Bakschisch bittet. Die ägyptische Augenkrankheit hat ihm die Augenhöhlen zerfressen.

Kleine, armselige Araberjungen laufen mit ihren Putzkisten umher und stürzen sich auf jeden Besitzer staubiger Schuhe. Die Größeren haben einen Kasten voller Feuerzeuge und sonstigem Souvenir-Kram und sind mit Hartnäckigkeit und Unverschämtheit gleichermaßen gesegnet. Gemütliche Pferdedroschken klappern mit bequemen Ausländern durch die Straßen, aber auch diese Romantik will erst in langem Palaver erhandelt sein.

In Andenkenläden stapeln sich Kamelsättel, mehr oder weniger gute Teppiche und viel asiatische Arbeiten. Man sieht auch einen Wandteppich bei einem mohammedanischen Händler mit einem scheußlich kitschigen eingestickten Christus und der Inschrift „Souvenir from Tripoli.“ Aber auch dafür finden sich Käufer.

Die Uferstraße ist der Stolz der Stadt; mit Recht. Hier findet der Mensch aus dem kalten Norden seine Traumvorstellungen realisiert. Prachtige, rauschende Palmen, blühende Bäume und Büsche, gepflegte Anlagen, die weißen Häuser der Stadt dahinter und das Meer von einem azurblau, daß man Colordias für farbstichig halten könnte.

Zuweilen legt hier auch ein deutsches Vergnügungsschiff an, wie kürzlich die repräsentable „Ariadne,“ beladen mit versnobten Wirtschaftswunderkindern. Sie trotten dann nach deutscher Herdenart knipsend durch die Straßen und geben der Lokalpresse in Interviews derart billige und überhebliche Ansichten kund, daß man ob solcher Repräsentanten der Heimat wenig erfreut ist.

Sonntagmittag. In einem italienischen Restaurant genießt man die Zivilisation in Form eines mehrgängigen Diners. Am Nachmittag ein kühles deutsches Bier unter den Collonaden des Café Corso. Hier wird die Hauptstraße hinauf und hinunter flaniert, was sehen und was gesehen werden will, ist unterwegs. Und das gänzlich schönheitsentwöhnte Auge findet eine Weide. Tripoli ist eben trotz allem eine bessere



Hotel  
in  
Tripoli

Provinzstadt — und dennoch, nach ein paar Monaten Wüste. Am Abend vielleicht ein Film in englischer oder italienischer Sprache. Wenn er außerdem noch französische Untertitel hat, stehen alle Möglichkeiten des Verstehens offen.

Nach der Vorstellung ein kleiner Spaziergang zum Ufer. „Miami“ leuchtet in bunten Buchstaben der Name. Er bezeichnet eine große Tanzfläche unter freiem Himmel direkt am Wasser. Italienische Kapelle, farbige Lämpchen und über den Tischen blaue und rote Sonnenschirme „Löwenbräu-Munich Beer.“ Die Tanzfläche ist gedrängt voll, Mädchen in fröhlichen Sommerkleidern, Italiener mit geschneigelt schwarzem Haar, und ab und zu ragt auch ein US-Army-Bürstenhaarschnitt aus der Menge.

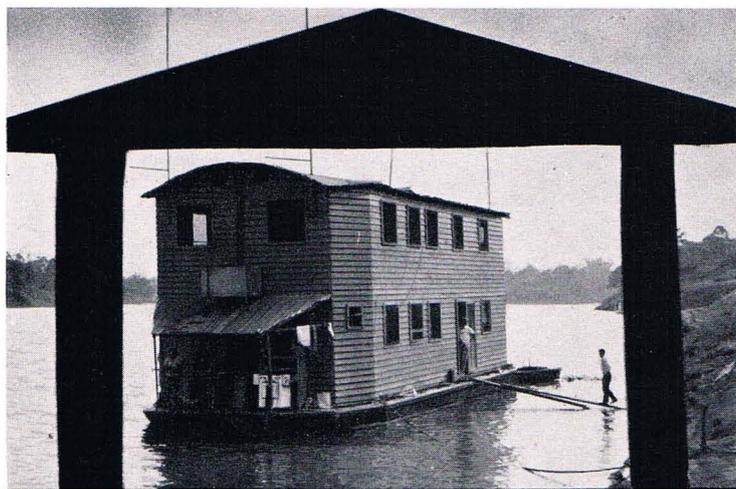
Vier junge Amerikaner von der Airbase haben die Kapelle abgelöst. Ein Wink, und mit „Lady be good“ geht es los. Sie machen einen guten Jazz, die Stimmung steigt. Die Tan-

zenden haben gerötete, strahlende Gesichter und schwitzen. (Um 24 Uhr sind noch 26 Grad).

Eine sanfte Brise weht von See herüber. Die Lichter der Uferstraße ziehen sich rings um die Bucht und werden reflektiert in goldenen Streifen vom nachtdunklen Wasser. Dort, am Ende der Mole, blinkt rot und weiß die Hafeneinfahrt aus dem Schwarz. Die Musik schweigt, und das leise Rauschen der Palmen weht herüber. Da steigt ein ruhiges Brummen herauf, rot-grün-weißes Blinkern der Positionslampen: die planmäßige Maschine nach Rom. Rom, das bedeutet Weiterflug, Lufthansa, Frankfurt, Hannover . . . Die Lichter steigen allmählich, werden zu Punkten, winzig, und verlieren sich im sternübersäten Himmel.

Der Kellner greift mit einem fragenden Blick nach der leeren Flasche. — „Yes, once more, please!“

Kl. Latermann



Ein Gravimetertrupp der PRAKLA bei Vermessungen im brasilianischen Urwald am oberen Amazonas.

#### PONTO ASTRONOMICO

„... National, Europe, Standard WWV ...“ monoton und empfindungslos ertönt die Ansage des Zeitzeichensenders aus dem Batteriegerät.

„... It is .. five-fifty-five .. PM ..“ tick, tick hämmern die hörbar gemachten Sekunden, und sie verrinnen schnell in der Dunkelheit in den Urwäldern am Rio Amazonas.

Die schemenhafte Szene erscheint unwirklich, und die Stimme nimmt sich in dieser Umgebung gespenstisch aus.

Vor dem Gerät, aus dem soeben die Zeitansage erklingen ist, hockt ein Mann und horcht angestrengt auf die hackenden Töne, die aus dem Lautsprecher kommen.

Ganz dicht schiebt er seinen Kopf heran, im Moment der Myriaden Mücken nicht achtend, die bössartig summend über ihn herfallen. Keine 10 cm trennen ihn vom Lautsprecher.

Das Licht des magischen Auges taucht seine Hände in ein fahles — verwesendes — Grün. In der rechten Hand hält er

einen Chronometer, den Zeigefinger an der Stoppvorrichtung. Gebannt starren seine Augen auf den Sekundenzeiger... noch dichter schiebt sich sein Kopf an das Gerät... da ... jetzt „Verdammt...“ hört man ihn fluchen. Ausgerechnet jetzt muß der Kasten wieder schwach werden.

Für einen Moment jedoch ist die Spannung von ihm gewichen. Er erhebt sich schnell, zieht hastig an seiner Zigarette, kann sich für ein paar Augenblicke der gierigen Mücken erwehren, um sich dann erneut wieder auf den Boden zu hocken und um eine, eine einzige Sekunde, mit seinem Chronometer, auf den Bruchteil einer Sekunde genau, einzufangen.

Ist es nicht auf den ersten Blick seltsam, daß hier in der Verlassenheit der Urwälder am Amazonas, wo die Zeitrechnung noch nicht begonnen hat, und wo nun zum ersten Mal der Mensch erscheint, dessen erste Sorge, erstes Sinnen und Trachten der Zeit gilt?

Und doch braucht er sie. Er braucht sie genau auf die Sekunde, denn wenn er sich nach erfolgreichem Bemühen wieder erhebt, und es still um ihn geworden ist, werden sich seine Blicke aufwärts zu den zeitlosen Sternen richten.

Noch aber ist es nicht so weit, und wenn die Urwaldgeister gegen ihn eingestellt sind, oder wenn die Sterne ihm nicht günstig gesonnen sind, hat er eine lange Nacht vor sich.

Nach einer Viertelstunde etwa hat unser Beobachter den ersten Zeitvergleich hinter sich gebracht, den er mehrere Male in der Nacht wiederholen muß.

Jedesmal sind es 15 Minuten voller gespannter Aufmerksamkeit. Horchen — beobachten — notieren, ... horchen — beobachten — notieren.

Inzwischen haben die 3 Mann des brasilianischen Begleitpersonals vom Boot am Fluß die restlichen Instrumente herbeigeht. Die eigentliche Arbeit kann beginnen.

Was anderswo nicht viel mehr zu sein braucht als die Bestätigung der eigenen Fingerfertigkeit wird hier zur harten Geduldprobe, wird zu Mühsam und Pein.

Was steht noch in den Lehrbüchern ... ?

Festen Standort wählen, aufstellen .. einrichten .. anvisieren!

Wie einfach ... , wie selbstverständlich .. ?

Was aber steht in anderen Büchern ... ?

Amazonas ... 4 000 km ... tropisches Klima .. hohe Luftfeuchtigkeit ... !

Und ob das hier feucht wird. Selbst das Papier quillt auf, und es dauert nicht lange, da hakt der weiche Bleistift wie ein Dorn darin. Alles aber beschlägt. Geduld ... Geduld.

Die brasilianischen Helfer sind willig, aber meist klein. Sie müssen ihre Arme ziemlich hochstrecken, um mit der Taschenlampe von oben das Instrument anzuleuchten.

Der Beobachter aber muß dieses Instrument putzen ... putzen und nochmals putzen.

Alles, was aus Glas ist, verliert hier schnell die Eigenschaft durchsichtig zu bleiben. Libellen, Prisma, Okular, Objektiv ... Es ist ein ständiger Kampf gegen Feuchtigkeit und Zeit, und der Beobachter könnte 4 statt 2 Hände gebrauchen.

Die größte Sorge bereitet ihm jedoch das Quecksilber.

Nicht nur, daß das Quecksilber mit größter Sorgfalt verwandt werden muß, denn der Vorrat ist meist nicht groß, nein, das Quecksilber, dieses sonst so helle Metall, in dem sich nachher die Sterne spiegeln sollen, muß mehr als alles

andere geputzt, muß gereinigt werden.

Immer und immer wieder gleitet das Glasstäbchen darüber hin, bis es endlich, endlich klar und silbrig wird und den blanken Sternen keine Schande macht.

Einmal aber ist es so weit. Ein Blick auf die Uhr, ein kurzes Orientieren auf der Karte .. ja .. der erste Stern muß gleich auftauchen.

Schön und klar, wie zur Belohnung ob der vielen Mühen erscheint er im Fernrohr, wandert genau im Fadenkreuz entlang, läßt sich präzise messen, begegnet seinem eigenen Spiegelbild, wandert aber ruhig und unbeirrt weiter und verschwindet, freundlich strahlend wieder aus dem Fernrohr.

So, der erste Stern wäre vermessen.

Bis zum nächsten vergehen noch wenige Minuten. Auch dieser wandert, leuchtend und funkelnd durch Linse und Prisma. Noch ein Dutzend, und er kann seine Instrumente wieder einpacken.

Aber nicht alle Sterne erscheinen in so dichter Reihenfolge hintereinander.

Viele lassen auf sich warten, lassen sich Zeit. Die Karte zeigt dem Beobachter, daß der nächste Stern erst in einer halben Stunde in seinen Meßbereich einrücken wird.

Er hat also Zeit. Viel Zeit. Er hat Zeit, sich eine weitere Zigarette anzuzünden, das Instrument neu zu putzen und sich der Mücken zu erwehren ... so gut es geht.

Wo aber ist der einzelne Mensch hilfloser als im Kampf gegen diese Mücken?

Er kann sich ja nicht wehren. Er kann nur einzelne erschlagen, um so gleichzeitig Platz für die nächsten zu schaffen. Sie kommen in Scharen.

Voller Sarkasmus denkt er an Schlangen, Jaguare und andere Ungeheuer. Lieber würde er denen einmal begegnen, als ständig diesen kleinen, aber allgegenwärtigen geflügelten Bestien ausgesetzt zu sein. Aber Schlangen und Jaguare wird man im Urwald nie, oder nur ganz selten begegnen. Wenn er wollte, könnte der Beobachter jetzt eine Begegnung mit der Heimat herbeiführen. Die Deutsche-Welle ist auch noch in den Urwäldern am Amazonas vernehmbar.

Vielleicht würde er gerade hören „Fortbestand des winterlichen Wetters“, oder ein Wiener-Walzer könnte erklingen. Die Brasilianer würden lauschen und „bonito“ ... schön .. sagen.



Das neue Prakla-Unterkunftshaus in Belem,  
2 Hausboote der Prakla auf dem Amazonas



Aber das kann er sich heute nicht erlauben.

Die Batterie ist schon zu schwach, und die Nachschubwege sind weit. Alles muß mit dem Flugzeug herbeigeschafft werden.

Um diese Zeit jedoch kann er schon ein anderes Konzert vernennen.

Die Nachtmusik im Urwald hebt an.

Das ist kein vielstimmiges Orchester. Die Besetzung ist schwach, denn es bevölkern nicht viele Tiere den Wald. Freilich, die da sind, spielen voll auf und huldigen der Nacht auf ihre Weise.

Grillen rasseln, Frösche bellen lauthals—heiser und mit enormer Ausdauer, während in den hohen Kronen der Bäume die Brüllaffen vernehmbar sind.



Ihr Gebrüll ist der schauerlichste je vernommene Akkord. Er ähnelt gleichzeitig dem Brausen einer Luftmine, dem Röhren der Hirsche wie dem Pfeifton einer Rückkopplung und ist wohl ausschließlich den Ohren ihrer Artgenossen deutbar und vielversprechend.

Alle Geräusche aber haben für den Beobachter nichts schreckhaftes mehr. Er kennt sie seit langem und nimmt sie kaum noch wahr. Statt dessen überprüft er den Himmel.

„Wenn nur keine Wolken kommen“ denkt er. Herrgott, bloß keine Wolken... Dann wäre wieder alles vergebens.“

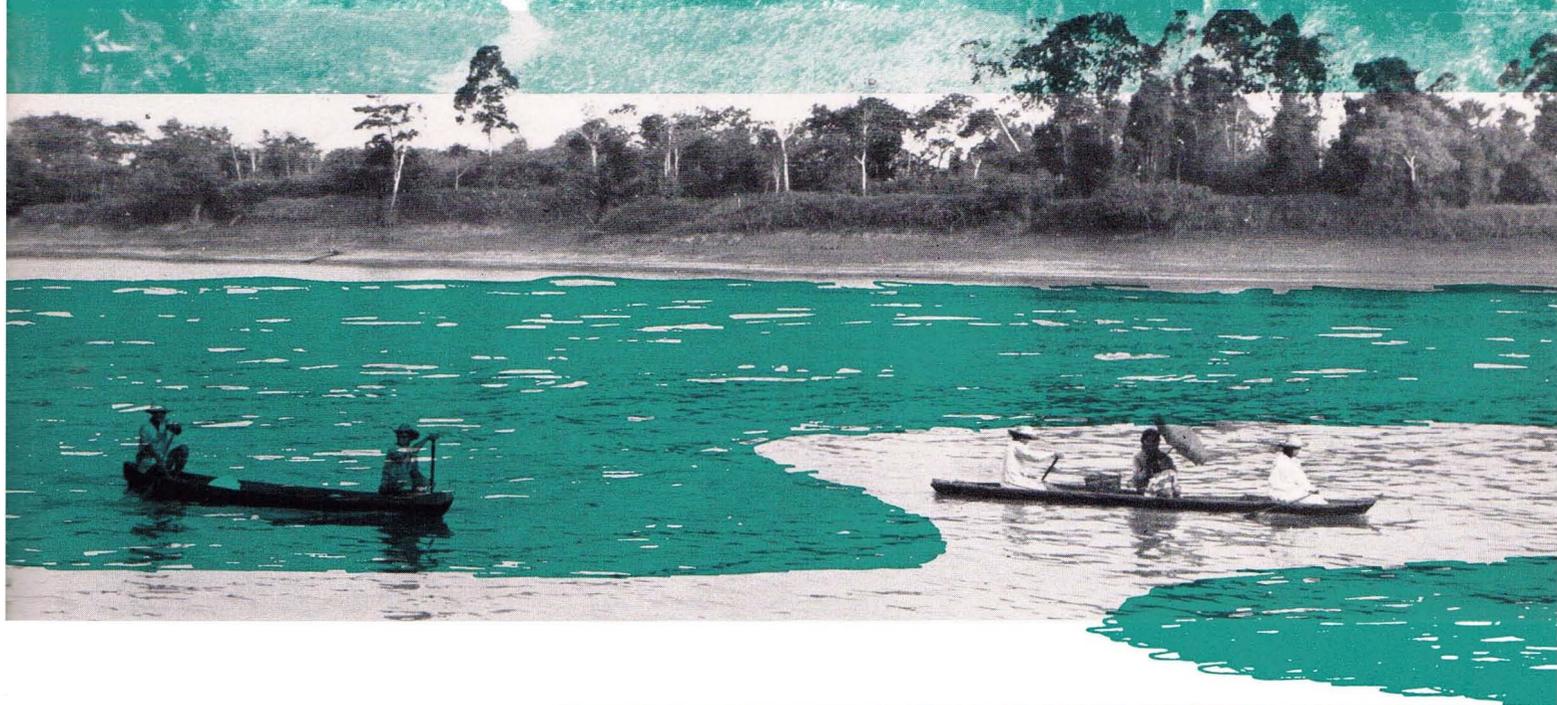
Dann müßte er es morgen zum dritten Male versuchen, denn erst gestern haben sie die Arbeit von 3 Stunden zunichte gemacht. Nein, der Himmel muß klar bleiben.

Und er bleibt klar. Nicht eine Dunstschicht zeigt sich.

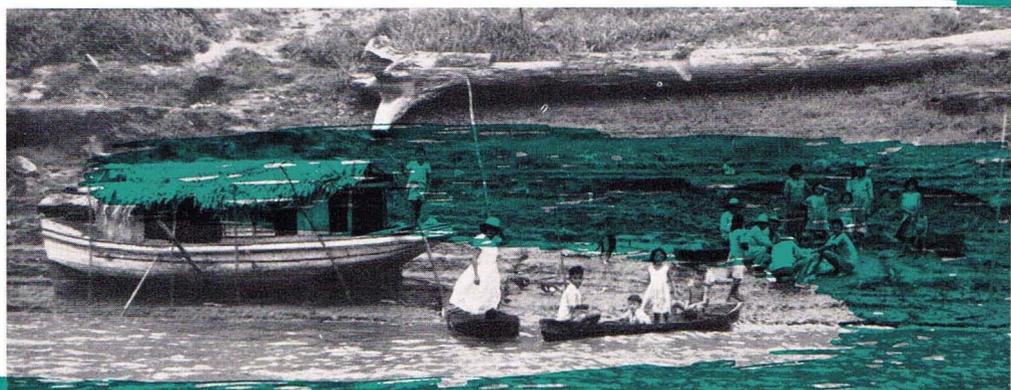
Jetzt taucht im Osten der — Canis Major — auf. In 10 Minuten wird er ihn anvisieren können.

Komisch, aber für den „Canis Major“ hat er eine kleine Schwäche. Nicht nur weil er ein „Dicker Brummer“ ist. Er hat auch noch nie Schwierigkeiten mit ihm gehabt. Zufall, gewiß, aber dennoch. Es ist auch einer der wenigen Sterne, die er beim Namen nennt. Von den phantasievollen Namen der anderen Sterne hält er nicht viel.

Er teilt sie nach der ihm eigenen Nützlichkeit ein. Entweder sind es „Dicke Brummer“, „Brummer“ oder „Mickrige.“ Die Dicken Brummer sind oft auch noch durch eine Dunstschicht hindurch zu beobachten, und das ist ein unschätzbare Vor-



**Aufnahmen von einem Besuch der Prakla-Trupps im Amazonas durch die Geschäftsführung**



teil, wenn man des Nachts 1° südl. des Äquators zum Festmahl aller Mücken wird.

Je eher er ins Camp zurückkommt, desto besser. Zwei Stunden Fahrt mit einem schnellen Motorboot sind es immer noch, und schlafen kann er den ganzen nächsten Tag auch nicht. 4 Deutsche sind sie im Camp, und wenn einer davon erkrankt ist, muß dessen Arbeit mit erledigt werden. Große Rücksicht kann man da nicht nehmen, daß er  $\frac{3}{4}$  der Nacht mit Astronomischer Ortsbestimmung zugebracht hat.

Ohnehin ist die Astronomische-Ortsbestimmung nur ein Anhängsel der eigentlichen Arbeit eines Gravimetertrupps.

Unwillkürlich muß er lächeln. Anhängsel gewiß, aber dennoch nie so wichtig. Freilich in erster Linie kommt das Öl! Immer, wenn er daran denkt, überkommt ihn leichtes und ehrfurchtvolles Staunen.

Öl wollen sie finden, Öl tief unten im Schoße der Erde und müssen dennoch zu den Sternen greifen.

Das Endziel ist jedoch Öl.

Es ist ein hartes und zähes Ringen.

Mit Fleiß, Ausdauer und kostspieligem Einsatz an Menschen und Material ist Brasilien nun schon seit einigen Jahren dabei, das Amazonasgebiet nach dem flüssigen Gold zu erforschen.

Der Erfolg wäre ihnen zu gönnen. Noch ist es aber nicht so weit. Noch sträuben sich die Urwälder, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Vielleicht aber, daß mit dem leisen Ticken des Chronometers auch einmal die Stunde „Null“ anläuft. Herrgott .. ja .. die Uhr. Jetzt hätte er doch bald die Zeit verträumt.

Groß und hell steht der „Canis Major“ über ihm. Zwei Minuten verbleiben noch. Die werden reichen ...

Wie feucht der Theodolit schon wieder ist. Als wäre ein feiner Sprühregen über ihn hinweggegangen.

Und mit dem Anfassen des Instrumentes wird ihm klar, daß er heute den „Canis-Major“ nie und nimmer mehr erreichen wird.

Versäumt hat er es. Ganz einfach versäumt, das Instrument zu putzen. Oder hatte er doch das Quecksilber gereinigt??

Wie war noch das Azimut?

173° .. nachsehen .. schnell nachsehen. Aber es ist nichts zu sehen. Resigniert und auf sich selbst böse nimmt er den Kampf

gegen die Feuchtigkeit wieder auf, und als das Fernrohr die Sicht wieder freigibt, sieht er den Canis-Major nur noch am Rande verschwinden. Zu spät, zu spät!

Das darf nicht wieder vorkommen, denn er hat nicht allzuviel Sterne in dieser Richtung.

Sorgfältig deckt er jetzt das Instrument mit einem Ledertuch ab, um es dennoch von Zeit zu Zeit immer wieder auf seine Verwendbarkeit zu überprüfen und zu putzen.

Die nächsten Sterne passieren pünktlich und ungehindert seinen Standpunkt.

Nach einer Stunde findet er wieder Muße zu einem Zeitvergleich. 23 Uhr schon kommt es ihm zum Bewußtsein.

5 Sterne braucht er mindestens noch. Trotzdem, wenn alles gut geht, kann er um 1 Uhr fertig sein.

Ängstlich blickt er wieder zum Himmel, den er freilich nicht ganz übersehen kann. Die Lichtung im Urwald ist nicht allzu groß.

Noch immer blinkt der „Canis-Major“, wenngleich auch für ihn nicht mehr erreichbar.

Wem mag er jetzt wohl helfen, sich zu orientieren?

Vielleicht richtet ein anderer gerade sein Instrument auf ihn.

Er ist nämlich nicht allein auf Sternenjagd in dieser Nacht. 5 PRAKLA-Trupps sind sie insgesamt, die vom Mündungsdelta des Amazonas bis nach Peru das Gebiet durchstreifen — erforschen und vermessen.

Hunderte, ja tausende von Kilometern trennen sie voneinander, und nur das Gemeinschaftliche der Arbeit verbindet sie. Messen — ordnen — deuten ...

Mit ihren nächtlichen Beobachtungen aber schaffen sie ein engmaschiges Orientierungsnetz, greifen regulierend in die schon vorhandenen Karten und bringen die letzten, in den Karten zwar schon nicht mehr sichtbaren, aber dennoch vorhandenen, weißen Flecke zum Verschwinden.

Ein Nebenprodukt der Gravimetermessungen, aber ein Bleibendes!

Sie sind es gewohnt, daß ihre Arbeit immer nur im Schatten der anderen steht. Und doch, sind sie immer die Ersten.

Sind Wegweiser und Wegbereiter ...

Wenn der Beobachter in dieser Nacht Erfolg hat, wird, bis wieder vom Urwald überwuchert, nur ein kleiner Betonpfeiler zurückbleiben mit der Inschrift:

**Ponto Astronomico**

**Nr. 161**

**Prakla 1958 . . . .**

H. Woitalewitz



**Wie wir wohnen:**

## **EINE GRUSELIGE GESCHICHTE.**

Lieber Leser, wenn Sie viel Zeit haben, nehmen Sie bitte irgendeine Karte von Deutschland zur Hand und suchen Sie nach, wo es in Deutschland Köge gibt. Köge sind dem Meer abgerungene und durch Deiche geschützte Landstriche, und so etwas gibt es in Schleswig, nahe der dänischen Grenze.

Auf einem Deich steht ein altes vermodertes und seit einiger Zeit unbewohntes Haus. In diesem Haus haben wir unser Büro untergebracht. Am Pfingstmontag 1958 gab es ein schreckliches Gewitter, und nur der aufmerksamen Niebüller Feuerwehr ist es zu verdanken, daß unser Büro mit allem Prakla-inventar und auch den Seismogrammen des letzten Auftrags nicht ein Raub der Flammen wurde, wie das bis auf die Grundmauern niedergebrannte Nachbarhaus.

Einen Kilometer von unserem Büro entfernt reckt trutzig und verduzt ein alter friesischer Bauernhof sein Haupt gen Himmel. In diesem Bauernhof im Christian-Albrechts-Koog habe ich Quartier bezogen. Mutterseelenallein liegt er da, umgeben von grünen saftigen Wiesen, auf denen sich viele schwarzbunte Rinder, viele Schafe und auch einige muntere Fohlen tummeln. Der abgeschrägte Giebel des mit Reet gedeckten Hauses erinnert mich an die sprichwörtlich bekannten friesischen Dickschädel, die sich zuweilen die Mütze tief ins Gesicht setzen, um sich vor den Unbilden der Witterung und dem hier immerwährenden Wind zu schützen.

Bevor ich in das Haus eintrete, fällt mir die Türschwelle auf. Es ist ein Namurer Blaustein, der früher als Grabstein auf der in einer Sturmflut untergegangenen Hallig Neugammsbüll gestanden hatte. Die abgetretene Blockschrift läßt noch einige Grabschriftfragmente erkennen. Da lese ich — Nis Christiansen — entschlafen 1658 — Wenn ich so recht bedenke, ein zur Besinnung mahnender Stein.

Die zur Stützung der Decken und Böden in größerer Höhe angebrachten Mauerhaken bestehen aus kunstvoll geschmiedetem Eisen und tragen die Jahreszahl der Erbauung des Gebäudes. Demnach ist der Kleihof 1848 erbaut worden. Links und rechts liest man die ebenfalls aus Schmiedeeisen kunstvoll verschnörkelten Buchstaben ER und BR. Es sind die Initialien der Erbauer. Die roten Ziegelsteinmauern des Frontgiebels sind schon ein wenig windschief, aber sie haben allen Stürmen zum Trotz standgehalten.

Jetzt trete ich in das Hausinnere ein. Links an der Wand steht ein Schild: Boetius Hansen, Tierarzt. Herr Tierarzt Hansen ist im Alter von 83 Jahren gestorben. Vielleicht gut so, sonst hätte ich kein Quartier erhalten.

In diesem Zimmer des Herrn Tierarztes verbringe ich den arbeitsfreien Feierabend. An den Wänden prangen Bilder von prämierten Zuchtbullen und Pferden. In einer Ecke steht ein wackeliger barocker Schreibtisch, an welchem ich die Briefe an meine Frau schreibe. Über diesem Tisch hängt ein lebensgroßes Bild in einem schon leicht wurmstichigen Rahmen. Vermutlich stellt dieses Bild Herrn Hansen in seinen Jugendjahren dar. Auch ein paar barocke Plüschessel zieren

den Raum. Klopft man auf den Plüsch, dann staubt es, und ein Mottenschwarm sucht das Weite. In der anderen Zimmerecke steht ein ebenso alter Glasschrank, voll von Zangen, Scheren und überdimensionalen Injektionsspritzen. Mir läuft es kalt über den Rücken, wenn ich die langen Greifzangen und die enorm großen Injektionsspritzen verstaubt daliegen sehe. An der Decke hängt ein leeres Straußenei. Dieses Ei ist der Tummelplatz für unzählige Fliegen. Auf dem Medizinschrank steht ein ausgestopfter Uhu. Er äugt mich finster an. Ob er wohl meine Gedanken erraten hat?

In Gedanken versunken, etwas Gruseln im Nacken, schaue ich mich im Hause ein wenig um, da der Kleihofbauer und die Bäuerin noch auf der Fenne (Weide) sind. Meiner Neugier darf ich also freien Raum lassen.

Ich schreite durch den dunklen Gang und gelange in die zwar finstere, aber sehr geräumige Küche. Große Teller hängen in einem Gestell an der Wand. Ein bunt bemalter ehrwürdiger Schrank steht in der Ecke. Er hat sicherlich seine 100 Jahre auf dem Buckel. In der Mitte der Küche steht ein großer grob zugehauener Holztisch, um den sich recht unförmige hochlehnlige Holzstühle gruppieren. Die Küche wird nicht mehr benutzt. Man merkt es an dem übelriechenden Spülstein. Ein penetranter Geruch erfüllt den ganzen Raum. Hinten in der Ecke erkenne ich eine Falltür. Bloß nicht zu nahe an diese Falltür. Es könnte ja sein, daß ich mich, polternd fallend, in einem dunklen Keller wiederfinde. Durch 3 winzig kleine Fenster dringt nur spärlich Licht in diese Küche.

Ich werfe einen Blick auf den Hof, der hufeisenförmig von den Mauern des Gebäudes umgeben wird. Ach, das ist ja auch die verrostete Eisenpumpe, an der ich mein Wasser zum Waschen holen soll. Als ich zum ersten Male an der Pumpe den quietschenden Schwengel betätigte, überlege ich, ob wohl die Eisenpumpe oder das braune Wasser mehr an Eisen aufzuweisen hat. Das Wasser ist so braun, daß man meinen könnte, die Pumpe stehe mit einem Dunghaufen in direkter Verbindung. Den ersten Tee, den ich mir abends aufgieße, muß ich wieder wegschütten. Er ist ungenießbar.

Ich entfliehe aus der Küche zurück in den dunklen Gang. Die zu meiner Rechten liegende ehemalige Vorratskammer will ich lieber nicht besichtigen. Wer weiß, welcher modriger Geruch mir dort entgegenschlagen wird. Weiter hinten führt ein dunkler Gang zu den Stallungen. Die Ställe sind jetzt, im Sommer, leer, denn von Mai bis November bleibt das Vieh auf den umzäunten Fennen.

Kunstvoll abgeteilt mit einer spanischen Wand entdecke ich die Toilette. Auch dieses stille Örtchen muß ich kennenlernen. Den Deckel gehoben, Augen und Nase zugemacht, das war eins. Kein Hof im Koog hat fließendes Wasser; es gibt überall nur sogenannte Fall-W. C. s. Eilend verlasse ich diese Räumlichkeit. Ich will noch schnell einen Blick in Wohn- und Schlafzimmer werfen.

Von dem dunklen Gang aus gehe ich linkerhand auf eine Türe zu. Da sie klemmt, stemme ich mich mit meiner ganzen Körperkraft dagegen. Ächsend fliegt sie auf.

Oh, es sieht ziemlich finster hier drinnen aus. Vor dem Haus



hat man, wie um jeden Bauernhof, zum Schutze gegen den im Koog immer herrschenden Wind Laubbaum neben Laubbaum sehr dicht angepflanzt. Da kann die Wohnstube nicht anders als düster aussehen. Altmodische Stühle zieren den Raum. Gespenstisch hockt in einer dunklen Ecke ein mit graubraunem Möbelstoff überzogener Schlafstuhl, des seligen Herrn Tierarztes, der hier halb sitzend, halb liegend seinen Mittagsschlaf gehalten haben wird.

Neben seiner Liebe zu Tieren hat der Herr Tierarzt auch seiner Sammlerleidenschaft gefröhnt. Da er keine Kinder hatte, und nicht wie die anderen friesischen Bauern dem Tee-punsch übermäßig ergeben war, legte er sein Geld in Antiquitäten an. Der Kleihofbauer erzählte mir, daß ein Händler für alle im Zimmer stehenden Museumsstücke unbesehen 15 000,— DM zahlen wollte.

Ich bemerke blauweiß bemaltes holländisches Geschirr, kostbare Zinnsachen, Bratspießgabeln, die von einer untergegangenen Hallig stammen und als Strandgut bei einer Sturmflut aufgelesen wurden. Zwei bunt bemalte alte Wäschetruhen stehen in einem Winkel am Fenster. Ein mit kunstvollen Schnitzereien versehener Sekretär, der aus Dänemark stammt und mindestens 150 Jahre alt ist, ziert das Zimmer. Vorsinffuliche Navigationsgeräte und lustige, etwa ein Meter lange Tabakspfeifen und viele andere kostbare alte Stücke und zahlreiche Ölgemälde, die ich nicht einzeln aufzählen will, zeugen von dem Kunstverständnis des alten Herrn.

Bevor ich in das Schlafzimmer eintrete, muß ich an einer uralten Standuhr vorbei. Ihr Puls steht schon still. Sie kann wohl nicht mehr, denn sie hat sicherlich schon ein recht hohes biblisches Alter erreicht.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Die Blätter der Bäume rauschen im Winde. Ich öffne das Fenster. Seit einem Jahr ist dieses Zimmer nicht mehr bewohnt. Ist es da verwunder-

lich, wenn ich zum Schlafen frische Luft haben möchte? Ich knipse das Licht an. Eine an der Decke hängende Lampe erhellt das Zimmer notdürftig. Neben meinem Bett steht ein eiserner Geldschrank. Auf einer am Fußende des Bettes aufgestellten weißlackierten Kommode mit einer Marmorplatte steht ein mit braunem Wasser aus der Hofpumpe gefüllter Rokoko-Waschkrug. Ach, und diese eßstellergroße Miniaturschüssel ist wohl als Waschbecken gedacht? Na, da hat der Herr Tierarzt Hansen aber nicht viel vom Waschen gehalten. Ich muß unwillkürlich ein bißchen schmunzeln, und ich stelle mir in Gedanken illustriert vor, wie Herr Hansen seine morgendliche Katzenwäsche absolviert hat, sofern er dies überhaupt für nötig erachtete.

Sei still mein Herz! „De mortuis nihil, nisi bene!“ Über Verstorbene soll man nur Gutes sprechen!

Haha, ... der lütte Spiegel hat wohl den Graustar, ... er ist ja fast blind. Vielleicht auch gut so, so kann ich mein doof dreinschauendes Gesicht wenigstens nicht sehen.

Ich bin inzwischen sehr müde geworden. Es wird das beste sein, ich gehe zu Bett. Für heute habe ich wahrlich genug gesehen. Rock, Hemd und Hose abstreifend, öffne ich den Kleiderschrank. Mich haut es um. Schon wieder dieser penetrante modrige Geruch. Nein, dann lasse ich meine Kleider lieber ungeordnet auf dem Koffer liegen.

Auch das Bett ist sehr klamm. Ich lösche das Licht und lege mein müdes Haupt in das Kopfkissen. Ich versuche zu schlafen. Vor meinem geistigen Auge zieht all das Neugeschehene des heutigen Tages vorüber: die langen Injektionsspritzen, die Falltür in der Küche, der dunkle Flur, das Fallklosett, der unbequeme Liegestuhl, der gräßliche Uhu, das braune Waschwasser, der modrig penetrante Geruch des Kleiderschranks, der eiserne Geldschrank — mich packt das Gruseln — gerade fällt mir ein, daß in dem Bett, in dem ich liege, der selige Tierarzt verstorben ist.

Zu dumm, daß mir der sterbende Herr Tierarzt gerade jetzt einfallen mußte. Das alte Bauernhaus ist unbewohnt. Ganz allein bin ich im Hause, denn der Kleihofbauer wohnt in einem kleinen Neubau nebenan. Es ist wirklich einsam hier. Die nächste menschliche Siedlung ist 1 km weit entfernt.

Wenn jetzt jemand durch das kniehohe Fenster einsteigt! Draußen bläst der Sturmwind sein eintöniges Lied, untermalt von den monotonen Kiwitt-Rufen der in den Fennen übernachtenden Kibitze.

Plötzlich raschelt es an meinem Fenster. — Noch einmal — noch einmal — . Ich richte mich im Bette auf und lausche in die stockfinstere Nacht.

Da ist es noch einmal — hu, — da leuchtet etwas auf meinem Bett — ein Katzenauge — Gespenster oder Einbrecher? — das

ist mein erster Gedanke. Mit einem Satze bin ich aus dem Bett und drehe den Lichtschalter an.

Mich schaudert es; es läuft mir kalt über den Rücken. Eine dicke, fette Ratte springt vom Fenster herunter und verkriecht sich unter dem modrigen Schrank. Wie gut, daß ich meine Kleider nicht in den Schrank gehängt habe.

Und das leuchtende Etwas, das gespenstische Katzenauge, das ist der phosphoreszierende Krankenklingelknopf des — Gott hab ihn selig — verstorbenen Tierarztes Boetius Hansen. Ob ich heute nacht noch Schlaf finden werde? — die Ratte — die Rattee — — — —

12 bundesdeutsche Mark habe ich heute verdient, aber sie waren keine Spesenvergütung; ich möchte sie lieber „Gruselgeld“ nennen.

E. Meixner

## ZWEI DENKSPORTAUFGABEN

**E**in als Aufschneider bekannter junger Mann erzählte vor kurzem im Kreise seiner Bekannten, er habe ein Lottorielos mit der Nummer 3738, das er verloren glaubte, auf sonderbare Weise wiedergefunden. Er habe ein Buch aus einer Leihbibliothek entliehen, welches er noch nie vorher gesehen habe. Beim durchblättern des Buches habe sein Lottorielos — welch ein sonderbarer Zufall — ausgerechnet zwischen den Seiten 37 und 38 gelegen. Konnte ihn dies wirklich jemand glauben?

**W**elche Zahl erhalte ich, wenn ich aus 3 beliebigen einstelligen Zahlen, also 1, 2, ... 9, so viele verschiedene zweistellige Zahlen, wie möglich bilde? Allerdings dürfen niemals 2 gleiche Ziffern zu einer zweistelligen Zahl zusammengefaßt werden.

Man zähle dann die erhaltenen zweistelligen Zahlen zusammen und teile das Ergebnis durch die Summe der 3 zugrunde gelegten einstelligen Ziffern.

Höltkemeier

Auflösung in Rundschau Nr. 6

### Männer kamen mit einem Pkw und zogen sich um — Streife alarmiert

Kontrolle (wa). Ein Vorfall, der sich kürzlich in der Feldmark abspielte, erhitze und erheiterte zugleich die Gemüter der Bevölkerung im Landecker Amt. Dort tauchte plötzlich ein Personenkraftwagen auf, dem zwei Männer entstiegen, die sich zunächst umsahen und sich dann, als sie eine stille Ecke gefunden hatten, umzogen.

„Aus den Herren waren urplötzlich zwei Landstreicher in alten Sachen mit hohen Stiefeln geworden“, stellte ein Landwirt fest, der stutzig geworden war und die beiden Fremden fragte, ob sie „nach Uran suchen“ wollten.

„So etwas ähnliches“, gaben die Gefragten zur Antwort und verschwanden in der Feldmark.

Das sahen auch Frauen, die auf dem Feld arbeiteten. Als sie die im Gelände herumstiefelnden Fremden sahen, wurden sie mißtrauisch und riefen die Polizei an und erzählten etwas von zwei verdächtigen „schweren Jungen“.

Die Polizei in Bad Hersfeld nahm die Sache sehr ernst und schickte sofort den

Funkstreifenwagen. Die Beamten schwärmten mit entsicherten Waffen aus und stellten die beiden „Schwerverbrecher“, die sich in ein Kornfeld zurückgezogen hatten. Bei der Kontrolle der verdächtigten Personen stellte es sich jedoch heraus, daß

es sich um zwei Geologen handelte, die sich für die Arbeit auf den Feldern nach Verlassen des Pkws nur umgezogen hatten. Sie gehörten einer Firma aus Hannover an, die das Gebiet zwischen Werratal und Knäul systematisch nach Bodenschätzen absucht.

Polizei mit entsicherten Pistolen,  
„Schwerverbrecher“ mit Lottorielos





## FRAGEN UND ANTWORTEN

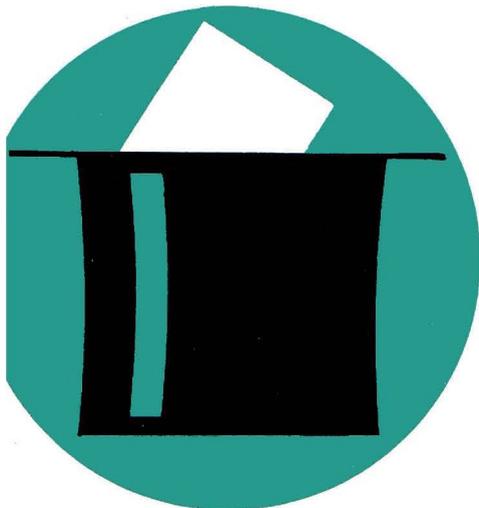
### **Briefkasten:**

Bei einem Besuch in Hannover regte Herr Dr. Gottlieb an, einen Briefmarkenaustausch zwischen den einzelnen Trupps einzurichten. Er begründete seinen Vorschlag damit, daß die PRAKLA-Angehörigen durch ihre Auslandstätigkeit und durch die damit verbundenen Reisen viele Länder kennenlernen. Sicherlich könnten durch einen Briefmarkenaustausch interessante Sammlungen zusammengestellt werden. Ich gebe daher diese nette Anregung von Dr. Gottlieb gerne weiter in der Erwartung, daß sich in der PRAKLA eine Gemeinschaft von Briefmarkensammlern zusammenfinden wird. Die Redaktion ist gerne bereit, die Vermittlung zu übernehmen.

Der neu eingerichtete Briefkasten der PRAKLA-Rundschau soll Fragen von Betriebsangehörigen aus allen Gebieten unserer vielseitigen Forschungsarbeit aufnehmen. Die Beantwortung erfolgt durch die Sachbearbeiter der verschiedenen Arbeitsgebiete (Apparaturen, Krafffahrzeugpflege, Fototechnik, Sprengstoffangelegenheiten, Bohrtechnik, Verwaltungsfragen usw.). Verbesserungsvorschläge aus allen PRAKLA-Bereichen, und speziell auch in bezug auf Ausgestaltung der Rundschau, werden gerne entgegengenommen. Wenn jemand „der Schuh drückt,“ dann wende er sich vertrauensvoll an die Rundschau (Briefkasten). Wo wir helfen können, wird geholfen. Ich hoffe, daß von der Einrichtung des Briefkastens auch reger Gebrauch gemacht wird.

### **Besondere Mitteilungen aus dem Betrieb:**

Am 20. Dezember 1958 trafen 49 Angehörige der PRAKLA auf Weihnachtsurlaub aus dem Nahen Osten in Hannover ein. Um den Truppmitgliedern der Außenbetriebe in Syrien und in der Türkei einen gemeinsamen Rückflug in die deutsche Heimat zu ermöglichen, hat die Geschäftsleitung der PRAKLA eine Constellation der holländischen KLM ausschließlich für unsere Leute gechartert, die die „Heimkehrer“ in Damaskus und Ankara aufnahm und direkt nach Hannover brachte.





## FAMILIENNACHRICHTEN



### Geburten:

20. 9. 58	Tochter Helga	Siegfried Erler und Frau Ilse E.
7. 10. 58	Tochter Rita	Horst Weerd Lehmann und Frau Agnes L.
23. 10. 58	Tochter Andrea-Bettina	Hans Otto Hagen und Frau Christa
5. 11. 58	Sohn Göran	Kurt Renner und Frau Liselotte R.
19. 11. 58	Tochter Christine	Erich Tabel und Frau
27. 11. 58	Sohn Uwe	Horst Brassat und Frau Erika B.



### Eheschließungen:

(Die Namen der Prakla-Angehörigen sind unterstrichen)

24. 10. 58	Wilhelm <u>Nölke</u> und Frau Käthe, geb. Simon
8. 11. 58	Dieter <u>Puvogel</u> und Frau Christa, geb. Wessel
2. 12. 58	Hans Wilhelm <u>Frankenberg</u> und Frau Ingrid, geb. Thorns



### 10 Jahre PRAKLA-Betriebszugehörigkeit:

1. 10. 58	Karl Roth
-----------	-----------



## PERSONALWECHSEL IN AUSLANDTRUPPS:

(in der Zeit vom 14. September bis 28. Dezember 1958.  
Urlauber werden nicht aufgeführt)

### a) Abreise von der Zentrale nach:

Libyen:	Perschon	25. 10.
Ägypten:	Kreitz	31. 10.
	Meins	31. 10.
	Ceranski	3. 11.
	Börries	3. 11.
	Friedenstab	3. 11.
	Schiller	3. 11.
	Ehrich	3. 11.
Libyen:	Dr. Pietzner	18. 11.
	Niemann	18. 11.
	Angstenberger	18. 11.
	Mundigl	18. 11.
	Eckhardt	18. 11.
	Wegner	18. 11.
	Riedel	18. 11.
	Nölke	18. 11.
	Salewski	18. 11.
	Häveker	18. 11.
Brasilien:	Nordmann	14. 12.
	Mayer	14. 12.
	Rieke	28. 12.
	Nußbaum	28. 12.

### b) Rückkehr zur Zentrale aus:

Syrien:	Schrader II	23. 9.
	Sporleder	23. 9.
	Raubenheimer	30. 9.
	Bittermann	20. 12.
	Henning	20. 12.
	Sommer	20. 12.
Türkei:	Bolte	20. 12.
	Flohr	20. 12.
	Meyer	20. 12.
	Förster	20. 12.
	Paul II	20. 12.
	Blümer	20. 12.
	Lizio	20. 12.
	Hoffmann	20. 12.
	Grassau	20. 12.
Brasilien:	Dr. Lotze	28. 12.
	Deistler	28. 12.
	Zeitler	28. 12.
	Bley	28. 12.



DIE BESTEN WÜNSCHE FÜR DAS JAHR 1959